

Unverkäufliche Leseprobe



Corinna Budras, Pascal Fischer
Wer hat an der Uhr gedreht?

Warum uns die Zeit abhanden kommt und wie wir sie zurückgewinnen

208 Seiten mit 12 Abbildungen. Broschiert
ISBN 978-3-406-70565-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/17634362>

C·H·Beck

PAPERBACK

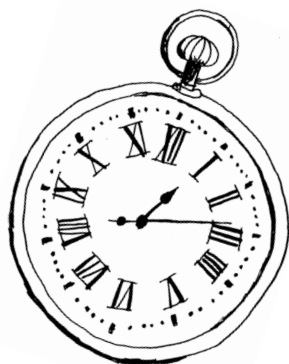
Keine Zeit, keine Zeit? Dann halten Sie doch einmal inne! Denn wer sich kurz Zeit nimmt, die Hektik des Lebens zu verstehen, fördert Faszinierendes zutage. Dieses kurzweilige Buch ist voll davon. Es ist eine Mischung aus Alltagserzählung und spannenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und für Menschen gedacht, die einen Ausweg aus dem eigenen Turbo-Tunnel suchen (oder gar nicht erst hineingeraten wollen). Jedes der zwölf Kapitel beleuchtet einen wesentlichen Aspekt unseres immer schneller werdenden Lebens – von der Reizüberflutung im Büro und in der Freizeit über das große Missverständnis Multitasking bis hin zum Kontrollverlust. Und jedes Kapitel erzählt die Geschichte eines Menschen, der seinen Weg gefunden hat. So wird das abstrakte Thema Zeit auf einmal ganz konkret.

Corinna Budras, geb. 1976, hat Jura studiert und eine Ausbildung an der Berliner Journalisten-Schule absolviert. Seit 2005 ist sie Redakteurin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, zuerst im Wirtschaftsressort, seit April 2014 bei der *Sonntagszeitung*. 2015 betreute sie eine Serie über die Rastlosigkeit unserer Zeit mit dem Titel «Atemlos – wie wir Zeit gewinnen».

Pascal Fischer, geb. 1975, hat Germanistik und Philosophie studiert und beim Deutschlandradio volontiert. Von 2008 bis 2009 war er freier Kulturkorrespondent in New York. Als freier Hörfunkjournalist erstellt er Reportagen, Features, Literatur- und Sachbuchkritiken für die Programme des Deutschlandradios und die ARD-Kulturwellen.

Corinna Budras
Pascal Fischer

Wer hat an der Uhr gedreht?



Warum uns die Zeit
abhandenkommt und wie wir
sie zurückgewinnen

C.H.Beck

Mit zwölf handgeletterten Seiten von Chris Campe

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Satz, Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Chris Campe/All Things Letters, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 70565 6

www.chbeck.de

Inhaltsverzeichnis

Hätten Sie kurz Zeit? 7

- 1. Kapitel: Wie die Zeit in die Welt kam 13
- 2. Kapitel: Schöne neue Arbeitswelt 27
- 3. Kapitel: Technik, die entgeistert 45
- 4. Kapitel: Vom Sinn der Pause 57
- 5. Kapitel: Mahlzeit! 71
- 6. Kapitel: Von Zeitlupen und Zeitraffern 89
- 7. Kapitel: Eingequetscht zwischen Beruf und Familie 105
- 8. Kapitel: Zeit ist Geld 123
- 9. Kapitel: In der Tempo-Schleife 139
- 10. Kapitel: Jetzt mal aufgepasst 153
- 11. Kapitel: Der Tod ändert alles 167
- 12. Kapitel: Zu guter Letzt 183

Danke 191

Quellen der Erkenntnis 193

Hätten Sie kurz Zeit?

Es ist Dienstagabend, kurz vor 19 Uhr. Der Arbeitstag war schon stressig genug, im Büro stapeln sich die Herausforderungen, zu Hause geht das gerade so weiter: Die Kinder quengeln beim Abendessen, die Wohnung ist ein einziger Saustall. Eigentlich müsste man aufräumen, aber dafür ist jetzt keine Zeit. Die Freunde warten im Café, das war schon lange so ausgemacht. Dafür hat man extra die Internetseite «Doodle» genutzt, auf der alle ihre freien Termine eingetragen haben. Leider war die Übereinstimmung nicht besonders groß. Heraus kam ausgerechnet dieser Abend, der jetzt leider gar nicht passt. Aber an eine Absage ist nicht zu denken, wer weiß, wann sich die nächste Möglichkeit bietet. Oder wer überhaupt die Kraft aufbringt, eine neue Initiative zu starten. Es heißt also: jetzt oder nie. Deshalb schleppt man sich in das Café und es kommt genauso wie erhofft: Es wird ein launiger Abend. Man redet über die Vergangenheit und die Zukunft und darüber, wie schade es ist, dass man sich so selten sieht.

Das kommt Ihnen bekannt vor? Dann sind Sie hier genau richtig. Um sich gestresst zu fühlen, muss man übrigens nicht bis in die Puppen arbeiten. Auch Kinder sind dazu gar nicht nötig, nicht einmal ein Hamster. Ein Smart-

phone reicht völlig. Und jemand, der etwas von einem will. Das muss nicht der Chef sein, das können selbst die sein, die man am liebsten mag. Manchmal sogar man selbst. Und so ist es gar kein Wunder, dass sich viele unter Druck fühlen, denn inzwischen gibt es so viele Kanäle, auf denen man jederzeit für jeden erreichbar ist. Früher waren es nur der Briefkasten und die Türklingel, dann kam das Telefon hinzu und die E-Mail, jetzt ist es das Smartphone mit Whatsapp, Facebook und Twitter. Die Liste lässt sich sicher bald noch lange fortführen.

Wie sehr die Zeit drängt, fällt häufig gerade an Weihnachten auf, wenn besonders viel zu tun ist, obwohl doch alles so besinnlich zugehen sollte. Das war auch die Zeit, in der wir uns erstmals mit der Zeit beschäftigt haben. So saßen wir in der Wirtschaftsredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, kurz bevor der Feiertagsstress seinem absoluten Höhepunkt zustrebte, und redeten über die gehetzte Gesellschaft und Menschen in der «Rushhour des Lebens», obwohl doch alles viel einfacher geworden ist: Eisenbahn, Auto, Flugzeug, Waschmaschine, Internet – alles Annehmlichkeiten, die das Leben bequemer und schneller machen.

Komisch auch, dass wirklich alle unter dem Stress zu leiden scheinen, egal ob sie nun jung oder alt sind, arm oder reich. Früher ackerten die Arbeiter am Fließband 60 Stunden die Woche, und die Reichen genossen ein ausschweifendes Leben mit möglichst wenigen Verpflichtungen. Heute gilt die Arbeit nicht mehr als Ausweis von Bedürftigkeit, sondern als Statussymbol. All das, so wurde uns schnell klar, war nicht nur einen kurzen Kommentar zur

Weihnachtszeit wert, sondern eine ganze Serie. Wir nannten sie «Atemlos – wie wir Zeit gewinnen», und sie erschien jede Woche im Geld&Mehr-Teil der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Ein halbes Jahr lang widmeten sich verschiedene Autoren den unterschiedlichsten Aspekten: der grundsätzlichen Frage, was Zeit eigentlich ist, der bemerkenswerten Gelassenheit der Skandinavier, dem längst verloren gegangenen Pausenzeichen im Fernsehen, den Vorteilen der Prokrastination und der Frage, warum die Unruhe unser Schicksal ist.

Doch auch damit war das Thema noch lange nicht ausreichend behandelt, schließlich geht es nicht nur um die Kuriositäten, von denen es im Zusammenhang mit der Zeit wahrlich viele gibt. Es geht auch um die Menschen, die unter ihr leiden, die sich mit ihr arrangieren und die das Beste daraus machen. An ihnen wollen wir erzählen, warum das scheinbar abstrakte Thema Zeit uns alle jeden Tag konkret betrifft. So wurde aus einer beruflichen Aufgabe ein persönliches Anliegen.

Deshalb haben wir uns zu zweit auf die Suche gemacht, sind unter anderem nach Hamburg und Paris, nach Berlin und Koblenz gefahren, um mit möglichst vielen Menschen über die Zeit zu sprechen. Einige Interviews konnten wir nur am Telefon führen – na klar, aus Zeitgründen. Wir haben Bücher gelesen, Statistiken und Studien gewälzt und am eigenen Leib ausprobiert, wie unterschiedlich wir die Zeit wahrnehmen, wenn es brenzlich wird.

Herausgekommen ist dieses Buch, das nicht nur für gestresste Menschen gedacht ist, die einen Weg aus dem Turbo-Tunnel suchen. Sie können hier Anregungen, viel-

leicht sogar Inspiration von Menschen wie Mounira Latrache bekommen, die ihrem hektischen Leben im Youtube-Space in Berlin mit bemerkenswerter Gelassenheit begegnet. Es ist auch für all jene gedacht, die merken, dass das «Phänomen Zeit» voller interessanter Widersprüche steckt. Es gibt wenig, das so faszinierend ist wie die Zeit.

Wer
Zeit
SPART,
hat sie
schon
VERLOREN.

1. Kapitel: Wie die Zeit in die Welt kam

Herr Fusi ist 42 Jahre alt und hat einen kleinen Friseurladen inmitten einer kleinen italienischen Stadt. Jeden Tag kommen die Menschen zu ihm, lassen sich die Haare schneiden oder den Bart rasieren. Bei der Arbeit plätschert die Zeit so vor sich hin. Der Beruf des Friseurs ist schon automatisch ein Leben im Hier und Jetzt, in dem nur das Haupthaar zählt, das gerade geschnitten wird. Eigentlich mag Herr Fusi seinen Job, er hält es für eine sehr anspruchsvolle Aufgabe, Menschen schöner aus dem Laden herausgehen zu lassen, als sie hereingekommen sind. Dabei kann viel schiefgehen. Viele seiner Kunden wissen seine Arbeit zu schätzen. Trotzdem ist er manchmal unzufrieden, etwa wenn sein Laden leer ist und er auf Kundschaft wartet. Dann kommt er ins Grübeln. Er schaut auf seinen Scherenkasten, sieht, wie die Scheren dort so unordentlich und nutzlos herumliegen, und fragt sich nach dem Sinn des Lebens. Oder noch schlimmer: nach dem Sinn seines Lebens.

Eines Tages jedoch geschieht etwas Sonderbares. Während Herr Fusi wieder einmal wartet und über sich und sein Leben nachgrübelt, fährt ein graues Auto vor. Heraus steigt ein Mann im grauen Anzug. Kein einziges Haar zierte seinen Kopf oder sein Kinn und trotzdem steuert er zielge-

rade auf Herrn Fusi's Laden zu. Er wolle gar keinen Haarschnitt, sagt er, sobald er den Laden betreten hat. Er sei rein geschäftlich hier. Denn er ist Agent einer Zeitsparkasse und in wichtiger Angelegenheit unterwegs. Seine Kunden will er daran hindern, weiter unablässig auf völlig unverantwortliche Art und Weise ihre Zeit zu verschwenden. Viel besser sei es, Zeit zu sparen.

Kunden wie Fusi zu überzeugen ist nicht sonderlich schwer, meist ist ohnehin schon eine gewisse Unzufriedenheit vorhanden. Wer führt schon das Leben, das er gerne hätte? Die Notwendigkeit, etwas zu ändern, sieht jeder ein, der einmal eine vernünftige Rechnung aufgestellt hat. Jeder, der weiß, wie viele Sekunden er sinnlos im Bett herumliegt und mit Schlaf verschwendet, mit Essen und mit kontraproduktiven Gedankenspielen, die nirgendwo hinführen und nur aufhalten. «Herr Fusi», sagt der graue Herr eindringlich, «Sie vergeuden Ihr Leben mit Scherengeklapper, Geschwätz und Seifenschäum. Wenn Sie sterben, wäre es, als hätte es Sie nie gegeben.»

Auch bei Herrn Fusi braucht es nicht viel, um ihn davon zu überzeugen, dass er sein Leben gerade auf das Lächerlichste verschwendet. Eine simple Rechnung mit der erwarteten und der bereits verpassten Lebenszeit lässt ihn erblassen. Deshalb eröffnet er ein Konto bei diesem sonderbaren grauen Herrn der Zeitsparkasse und nimmt sich vor, künftig Zeit zu sparen. Warum? «Für das richtige Leben muss man Zeit haben», sagt ihm der graue Herr, und letztlich ahnt er das ja längst schon selbst. Fortan schläft er also kürzer, schneidet schneller und redet weniger, um für sein richtiges Leben Zeit zu schaffen.

Genau wie alle anderen Menschen in der Stadt merkt Herr Fusi allerdings nicht, dass das schöne Zeitspar-Versprechen nicht gehalten werden kann. Das liegt in der Natur der Sache. Wer Zeit spart, hat sie schon verloren. Sein Leben rast an ihm vorbei, und jetzt hat Herr Fusi nicht einmal mehr die Zeit, darüber zu grübeln, ob sein Leben voller Scherengeklapper, Geschwätz und Seifenschaum wirklich so vergeudet ist, dass er es ändern müsste. Er wüsste ohnehin nicht, wie, denn dazu müsste er sich Zeit nehmen, um nachzudenken, und die hat er nicht mehr.

Michael Ende dagegen wusste genau, dass das alles so nicht funktionieren kann, deshalb hat er Herrn Fusi und die grauen Herren für seinen Klassiker *Momo* geschaffen, ein Kinderbuch voller Kapitalismuskritik. Es war Anfang der 1970er Jahre, als der Bestsellerautor Michael Ende so lange und so gehaltvoll über die Zeit nachgrübelte, dass sie gleich in eine herbe Modernitätskritik an Rationalisierung und Leistungsdruck mündete.

Gerade war Michael Ende aus seiner Geburtsstadt München mit seiner Frau in das italienische Städtchen Genzano in der Nähe von Rom gezogen, als er sich in das Schreiben dieses Werkes vertiefte. Schon damals trieb ihn die Frage um, warum die Menschen in der Moderne trotz aller zeitsparenden Rationalisierungen keine Zeit haben. Da war das Smartphone noch gar nicht erfunden, jenes wunderbare Teufelsgerät, das uns das Leben so viel einfacher macht und gleichzeitig so viel mehr Beschäftigung bringt. Anfang der siebziger Jahre stellten sich andere gesellschaftliche Probleme: Die Rebellion der Jungen war in vollem Gange, und gerade hatte sich die Terrorgruppe RAF gegründet.

Doch anders als das Thema suggerieren könnte, war *Momo* keineswegs der Befreiungsschlag eines von Stress und Leistungsdruck geplagten Romanautors und schon gar keine Verzweiflungstat. Im Gegenteil: Seine Biographin Birgit Dankert beschreibt Michael Ende als jemanden, der während seiner Arbeit in einem langen, disziplinierten Arbeitsprozess auf die glücklichste Weise bei sich selbst war. Nur so konnte es ihm womöglich gelingen, in erstaunlich plastischer Weise die wichtigsten Zeittheorien der europäischen Philosophie in einem von Jung und Alt geliebten Roman aufleben zu lassen.

Die Tücken im Umgang mit der Zeit stellen uns keineswegs erst seit kurzem vor gravierende Probleme. Nahezu jede Epoche hat immer wieder aufs Neue mit der Beschleunigung und der damit verbundenen Zeitknappheit gehardet. Doch wie kam es überhaupt so weit, dass die Zeit über unser Leben regiert? Und warum beschäftigt es uns immer wieder auf so unterschiedliche Art und Weise? «Die Uhr, nicht die Dampfmaschine ist die wichtigste Maschine des Industriezeitalters», resümierte einst der amerikanische Kulturkritiker Lewis Mumford.

Die Sonne gibt den Takt vor

Schon vor mehr als 5000 Jahren starrten die Menschen nicht einfach nur hinauf zur Sonne. Sie wunderten sich über ihren Lauf und entdeckten den Schatten, der entsteht, wenn sie auf einen Stock trifft, der im Sand steckt. Und zwar jeden Tag wieder. Diese Beobachtung führte zur Son-

nenuhr, der ersten Möglichkeit in der Geschichte der Menschheit, die Zeit zu messen. Erstmals waren damit auch Verabredungen denkbar. Immer ausgefeilter und aufwändiger wurden die Konstruktionen.

Den Babyloniern haben wir unsere Zeiteinteilung zu verdanken, denn sie waren ein Volk der Mathematiker und geradezu besessen von der Zahl 60. Sie lässt sich wie keine andere teilen und ist deshalb so praktisch. Die Babylonier legten fest, dass ein Kreis 360 Grad hat und eine Stunde 60 Minuten. Dass sich der Uhrzeigersinn rechtsherum dreht, liegt daran, dass die Sonnenuhr auf der nördlichen Erdhalbkugel erfunden wurde. Hätten die australischen Ureinwohner daran gefelt, liefе der Uhrzeigersinn in die entgegengesetzte Richtung.

Aber an dem Hauptproblem konnten diese Sonnenuhren nichts ändern: Sobald es regnete oder die Sonne hinter den Wolken verschwand, wurden sie unbrauchbar. Noch Hunderte von Jahren sollte es dauern, bis die Menschen die nächste Stufe der Zeiterfassung erklommen haben: Sie bauten Wasseruhren, indem sie Löcher in den Boden eines Gefäßes schlugen und das Wasser langsam heraustropfen ließen. Die Ägypter nutzten Alabastergefäße mit einer innen aufgezeichneten Skala und einem einzigen Loch im Boden. Während das Wasser aus dem Loch tropfte, sank der Wasserspiegel von einer Markierung zur nächsten.

Die Wasseruhr hat eine lange und bemerkenswerte Geschichte. Über Jahrtausende war sie das genaueste Zeitmessgerät, wie der amerikanische Autor Robert Levine in seinem Buch *Eine Landkarte der Zeit* schreibt. Sie strukturierte das soziale Leben in den frühen Gesellschaften des

alten Rom und Ägypten. Die Redner im Senat mussten sich dem Takt des tropfenden Wassers genauso unterordnen wie Rechtsanwälte, die vor Gericht für ihre Mandanten plädierten.

So verrann die Zeit und einige Jahrtausende lang lebte es sich zumindest in dieser Hinsicht gemütlich. Man konnte die Zeit in gewissem Maße nachvollziehen, aber alles war noch so hoffnungslos ungenau, dass daraus noch keine Tyrannei der exakten Zeiteinteilung wurde, wie Herr Fusi sie nach seinem Deal mit der Zeitsparkasse erlebt. Und trotzdem machten sich die Menschen schon früh Gedanken über die Zeit und über den richtigen Umgang mit ihr. Oft zitiert ist der christliche Philosoph Augustinus, der zwischen 354 und 430 lebte. Unvergessen sein Grübeln in seinen *Bekenntnissen* darüber, wie schwer die Zeit zu fassen ist: «Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich's, will ich's aber einem Fragenden erklären, weiß ich's nicht.»

Damals war es weniger die Zeiteinteilung als vielmehr die Ungenauigkeit, die die Menschen vor echte Probleme stellte. Es war schwer, das Zusammentreffen der Menschen zu koordinieren, deshalb fanden alle wichtigen Aktivitäten zum Sonnenaufgang statt, an dem sich jedermann orientieren konnte, Duelle oder Schlachten zum Beispiel. Das änderte sich erst mit der Religion, ausgerechnet. Dieser Umstand entbehrt nicht einer gewissen Ironie, schließlich sind es in unserer Zeit vor allem die Religionsgemeinschaften, die dem Terror der ständigen Erreichbarkeit am entschiedensten entgegnetreten. Doch es waren die Mönche im späten 13. Jahrhundert in England, die mit dem ersten

mechanischen Zeitmesser etwas erfanden, das unserer heutigen Uhr am nächsten kommt. Es waren mit Gewichten angetriebene Geräte, ohne Zifferblatt, aber mit Glocken. Aus dieser Zeit kommt auch der englische Begriff für Uhr, «clock», er stammt vom mittelhochdeutschen Wort «clocke» ab. Die frommen Mönche brauchten etwas, woran sie sich für ihre Gebete orientieren konnten. Dazu wollten sie wissen, wann die Zeit gekommen war, um sich Gott zu widmen, auch und gerade mitten in der Nacht. So fand diese Zeitmessung Eingang in die Gesellschaft.

Noch immer allerdings war die Zeitmessung eine Sache der Experten, den klügsten Köpfen des Landes vorbehalten, vornehmlich Astronomen und Mathematikern. Die Bevölkerung interessierte das wenig. Das war auch kein Wunder, sie hatte schließlich kaum Zugang zu Uhren. Noch einmal dauerte es lange, bis zur Erfindung der Feder im 15. Jahrhundert, bis die Uhr zu einer Art Gebrauchsgegenstand wurde und herumgetragen werden konnte. Erst das brachte die Zeit überhaupt in die privaten Haushalte.

Mit einer exakten Zeiteinteilung hatten diese Uhren noch wenig zu tun, nach heutigen Maßstäben gingen sie hoffnungslos ungenau. Das änderte sich erst im 17. Jahrhundert, und diese Entwicklung haben wir Galileo Galilei und dem holländischen Astrologen Christiaan Huygens zu verdanken. Während einer Messe kam Galilei der Gedanke, dass es einen Zusammenhang zwischen der Amplitude einer Pendelschwingung und der Schwingungsdauer geben könnte. Durch den kraftvollen, gleichmäßigen Takt ließ sich die Zeit wesentlich genauer bestimmen als bisher. Gebaut hat Galilei die Uhr allerdings nie. Das war erst Jahr-

zehnte später dem Astrologen Huygens vorbehalten. Die Erfindung erwies sich als geradezu monumental, es war der größte Durchbruch in der Zeitmessung überhaupt. Denn mit seiner Pendeluhr konnte der Niederländer die Genauigkeit einer Uhr auf zehn Sekunden pro Tag verbessern.

Von einem Diktat der Zeit konnte aber noch immer keine Rede sein, denn es fehlte schlicht an einer einheitlichen Zeit. Ohne Synchronisierung verfehlte der Fortschritt seine Wirkung, jede Uhr tickte irgendwie anders. Man orientierte sich mittags an dem höchsten Stand der Sonne, und der fiel naturgemäß an jedem Ort unterschiedlich aus. So gab es selbst zwischen Nachbardörfern keine gemeinsame Zeit. Störend wurde dieser Umstand auch erst, als die Menschen mobiler wurden, Reisende mussten ständig ihre Uhr stellen. In der Station Buffalo, im amerikanischen Bundesstaat New York, hingen drei verschiedene Uhren: eine für die lokale Zeit und zwei für die beiden Eisenbahnlinien, die dort verkehrten.

So kann man zwar gut leben, aber nur schwer Handel treiben. Und erst recht keine Eisenbahngesellschaft managen mit einem immer komplizierter gestalteten Fahrplan. Es musste eine Vereinheitlichung her, ein Zeit-Standard, dem sich alle anderen unterordneten, anders war die fortschreitende Industrialisierung nicht zu organisieren. Die Standardisierung hielt überall Einzug und spannte sich über den ganzen Globus. In einer internationalen Meridiankonferenz legten Delegierte aus 25 Ländern 1884 in Washington die Weltzeit (*standard time*) mit ihren 24 Zeit-zonen fest.

Was uns heute selbstverständlich vorkommt, die Stan-

dardisierung der Zeit, kam zum Ende des 19. Jahrhunderts einer unglaublichen Zumutung gleich. Der Protest ließ nicht lange auf sich warten, die Gegner befürchteten Bevormundung und eine neue Tyrannei. Es galt als große Dummheit, sich den Bedürfnissen der Eisenbahn anzupassen. Die Uhrzeit ging den Menschen schon damals an ihr Privatestes. Den Fortschritt konnte dieses Lamento indessen nicht aufhalten. Heute steht außer Frage, dass die industrielle Revolution des 19. und des 20. Jahrhunderts die Beschleunigung in einer Art und Weise vorangetrieben hat, die kaum jemand vorhergesehen hätte.

Die Skepsis bei den Menschen war groß, aber die Arbeitgeber in der Privatwirtschaft waren geradezu besessen von dem Gedanken der Zeitmessung und ihrer Aufzeichnung. Da war es nur ein kurzer Weg zur Erfindung der Stechuhren, mit denen sich die Arbeitszeit genau aufzeichnen ließ. Was war das für ein Durchbruch, so tönte es jedenfalls von den Unternehmen, die sie herstellten. Schon damals waren die Marketinganstrengungen enorm: Mit den Stechuhren ließen sich «Geld sparen, die Disziplin fördern und die tatsächliche Arbeitszeit steigern», hieß es etwa in einem Katalog der International Time Recording Company von 1914, den Robert Levine in seinem Buch zitiert. Eine solche Aufzeichnung führe zu mehr Pünktlichkeit, weil sie jedem Einzelnen den Wert der Zeit deutlich mache. «Es gibt nichts Schädlicheres für die Disziplin einer Firma und nichts Katastrophaleres für ihre ruhige, gewinnbringende Arbeit als eine Gruppe von Menschen, die nicht regelmäßig da ist, die zu spät kommt und zu den seltsamsten Zeiten die Fabrik verlässt», war in einer anderen Broschüre zu lesen.

Der amerikanische Arbeitsforscher Frederick Winslow Taylor brachte die Begeisterung für die Zeitmessung Anfang des 20. Jahrhunderts mit seiner Idee vom wissenschaftlichen Management zum Höhepunkt. Die Uhr nutzte er für absolute Effizienz. Jeder Handgriff in der Produktion wurde gemessen, um zu einer vollkommen normierten Standardzeit für jeden einzelnen Arbeitsschritt zu gelangen. Es war der Beginn einer Rationalisierungswelle, die unter dem Schlagwort des Taylorismus später heftig kritisiert wurde. Die Idee der Standardzeit wurde auf die gesamte Fabrik übertragen. Wenn die Arbeiter mit einem Auftrag begannen oder ihn fertigstellten, mussten sie ihre Lochkarte in eine Uhr stecken. Die Karten wurden in einem zentralen Planungsbüro gesammelt, wo die abgeleistete Zeit mit dem offiziellen Standard verglichen wurde.

Herr Fusi im Burnout

Der Protest gegen das Zeitdiktat hielt sich über die Jahrhunderte, erneuerte sich und nahm ständig neue Formen an. Michael Endes Roman *Momo* ist eine ausgesprochen populäre Gesellschaftskritik. Sie ist wesentlich grundsätzlicher und abstrakter als das, was wir heute vielfach diskutieren. Sie setzt direkt am Kapitalismus an, der in den Augen der Kritiker mit seinem Streben nach Rationalisierung und Leistung geradewegs in die Zeitfalle führt. Damit legt Michael Ende den Fokus auf die gesellschaftlichen Auswirkungen; ihn interessierten die Konsequenzen für die

Gesellschaft insgesamt. Und auch nur im Generellen, im Kampf gegen den Kapitalismus, suchte er nach Lösungen. Heute werden die Auswirkungen auf den Einzelnen intensiv analysiert und man diskutiert, was die ganze Hektik bei den Fusions dieser Welt auslöst. Gesellschaftspolitisch relevant werden diese Überlegungen vor allem dann, wenn sich die Regierung einschalten soll, um neue Arbeitszeitgesetze voranzutreiben, umzuverteilen oder Anreize für andere Lebensformen zu schaffen: Besser Teilzeit für alle als eine 60-Stunden-Woche für wenige.

Nach dem Besuch des grauen Mannes in dem Friseursalon ändert sich das Leben von Herrn Fusi auf eine so dramatische Art und Weise, wie er es in seiner kleinen beschaulichen Existenz niemals für möglich gehalten hätte. Der Traum, endlich «sein» Leben zu führen, ist jetzt noch unerreichbarer als je zuvor. Seine Fokussierung auf das Zeitsparen isoliert ihn, er verzichtet auf die Besuche bei seiner Mutter und geht nicht mehr ins Kino.

Hätte Michael Ende sein phantastisches Märchen nicht Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, sondern vierzig Jahre später geschrieben, hätte am Ende seiner Geschichte wohl der Burnout mit all seinen Konsequenzen gestanden. Sein Seelenheil hätte Herr Fusi nicht durch Momo gefunden, ein Mädchen in einer viel zu großen Jacke sowie mit einer wandernden Schildkröte an seiner Seite, das den Kampf gegen die grauen Herren ganz allein aufnimmt. Herr Fusi wäre auf sich selbst zurückgeworfen, hätte sich durch Meditation und Achtsamkeit gerettet sowie durch die Rückbesinnung auf die eigenen Bedürfnisse. Sich selbst am Schopf aus dem Sumpf zu ziehen

ist allerdings wesentlich anstrengender, als sein Schicksal einer Märchengestalt zu übergeben, die in *Momo* am Ende die Menschheit vor den Zeitdieben rettet. Das müssen wir heute alleine schaffen, und das macht es so schwierig.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de